

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 48

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

20. Fortsetzung

Drei Tage schon waren Ray und seine Inder verschwunden. Nicht die kleinste Spur hatten sie hinterlassen. Auf der Bucht, über den Perlenbänken, schaukelten keine Boote mehr; auch der Schnellkreuzer hatte sich unsichtbar gemacht; ein Kutter war noch da, der zur Not als seefähig gelten mochte. „Das ist unser Kahn, Schwester Bess“, erklärte Mike O'Dwyer, ihren holländischen Namen dreist anglierend, „mit dem wir uns alle heiligen Zeiten einmal nach Ambon wagen.“ Zwischen den Stauden seiner Tabakpflanzung räkelt sich tief dunkelbraune, kleine Männer mit niedrigen Stirnen, platten Nasen und wulstigen Lippen. „Das sind unsere lieben, fleissigen Arbeitsbienen, Bess“, meinte O'Dwyer und verzog den Mund, „sie brauchen erst den Anschein schwerer Fron zu erwecken, sobald die Fremden hier sind.“ Aus den sauberen, schmucken Hütten der Inder waren im Umsehen dreckige Ställe geworden.

Als Betje am dritten Tag mit Mike zusammen ein Huhn ass, das er geschlachtet und sie gebraten hatte — Mike erklärte, selbstverständlich müsse Schwester Bess für ihn kochen; wohl oder übel gehorchte sie, denn mit allen anderen war auch der indische Koch verschwunden —, sagte der Ire ohnehin: „Als Ray Sie neulich nachts störte, habe ich bemerkt, dass Sie Ihr Zimmer nicht zu verschliessen pflegen. Bitte, tun Sie das künftig.“

„Der Malaien wegen?“

Mike nickte.

„Es ist wirklich eine grässliche Bande“, seufzte sie, „aber Ray sagte doch gerade in jener Nacht, er könne mich zu ihnen in den Wald schicken, und sie würden mir nichts tun. Also —?“

Der Ire zuckte die Achseln. „Die Burschen gefallen mir nicht. Ich weiss nicht, was sie haben — sie gefallen mir ganz einfach nicht. Sie betteln ja nicht einmal. Sie stehlen nicht. Sie tun, als gehöre ihnen das Ganze ohnehin. Wenn ich nicht wüsste, dass es unmöglich ist — aber wir haben ja mit List und Schläue alle ihre herzigen Stammesgenossen der Umgebung vergrault, und keiner wagt sich mehr in die Nähe —, dann würde ich denken, jemand hätte sie aufgehetzt.“ Er lachte. „Es ist fast wie bei uns zu Hause. Jedesmal, wenn eine grosse Aktion gegen die Engländer bevorsteht, hören die kleinen Plänkeleien auf. Warum denn? sagt man sich, die kommen ja sowieso alle dran. Aber —“, zielsicher und ohne Aerger warf er den abgenagten Hühnerschenkel einem dreist hereinglotzenden Bengel ins Gesicht, „es ist ja unmöglich. Also machen Sie sich keine Gedanken.“

Später wusch Betje das Geschirr ab, und Mike trocknete es und stellte es weg. „So hab' ich es mir wirklich nicht vorgestellt“, seufzte sie dabei. „Sehen Sie, Mike, ich bin eigentlich hergekommen, um die Vorstellungen, die ich von Insulinde hatte, durch die eigenen Augen zu bereichern. Und jetzt merke ich, alles war falsch. Das ganze Bild stimmt nicht. Ich muss von vorn anfangen —.“

Mike lachte. „Insulinde ist viel grösser, als man zu Hause denkt, das haben Sie vergessen. Sie haben gemeint, alle Eingeborenen seien so schön wie die Javaner, so kunstreich wie die Bali-Leute, so tapfer wie die Atchinesen. Das

hier sind die echten Ureinwohner der Inseln, nahe Verwandte der Australneger, hässliches Pack. Die Leute, die Sie meinen, gehören zu einer ganz anderen Rasse, die noch gar nicht lange hier sitzt. Wenn Sie wieder nach Hause, nach New York fahren, müssen Sie ein paar gründliche Aufenthalte auf den grossen Sundainseln einlegen; dort ist alles, was Sie sich vorgestellt haben und hier vermissen.“

„Noch ein Wort vom Nachhausefahren, Bruder Mike“, drohte sie, „und ich leere die Spülschüssel über dich! Gerade jetzt davon zu sprechen, wo ihr aufgehört habt zu fischen — und ich habe jeden Morgen zu Gott um guten Fang für euch gebetet, damit die Bänke bald leer werden —.“

„Ich verstehe, dass das Warten an Ihren Nerven zerrt. An meinen auch! Ich fürchte nur, es wird noch eine Weile dauern.“

„Grundgütiger! Wie kommen Sie darauf?“

„Wir haben festgestellt, dass die Leute da drüben allem Anschein nach in der Lagune nach Perlen tauchen lassen. Für uns mit unserer Bank ein guter Witz, nicht? Nur — wann werden sie merken, dass es da nichts Gescheites gibt?“

„Ausserdem weiss niemand“, fügte sie trübselig hinzu, „ob sie dann abfahren oder es in einer anderen Lagune oder Bucht in der Nähe versuchen werden.“ Während Mike bestätigend nickte, dachte sie, es bleibe ihr nichts übrig, als der verzweifelte Versuch, sich irgendeinen im Wasser tragenden Gegenstand zu beschaffen, es mochte ein Rettungsring sein oder nur ein kleiner Baumstamm, und damit zur Schäre hinüberzuschwimmen. Wahnsinn? Vielleicht. Doch dieses sinn- und tatlose Warten hier hielt sie nicht mehr lange aus.

* * *

Genau so zerrte dieses Warten, das sinn- und tatlos schien, auch an den Nerven Jans. Die friedsame Selbstverständlichkeit, mit der jeden Morgen zwei Boote des Schoners sich mitten in die Lagune legten und nackte gelbbraune Gestalten in die gehaltlose Tiefe sandten, machte ihn rasend. Warum hatte Brodie überhaupt davon gesprochen, dass er Betje suchen wolle, wenn er nun nicht das geringste für sie tat?

Das Tauchen brachte keine Perlen ans Licht. Man fand gewöhnliche Muscheln, man fand auch solche mit gelbem Perlmutter, wie Jan sie Brodie gezeigt hatte — das beruhigte den jungen Kapitän einigermaßen, der schon gefürchtet hatte, vor Brodie als Schwindler dazustehen —; doch Perlen gab es hier nicht. Tuku Negro schüttelte den Kopf und meinte, er sei ganz sicher, dass es hier herum Perlen und zwar gelbe Perlen geben müsse; vielleicht war die Lagune kein guter Platz für sie; vielleicht musste man sich entschliessen, die Gruppe Insel für Insel abzusuchen. Finden würde man! „Und wie lange soll das dauern?“ meinte Brodie. Der Javaner zuckte mit aller Nichtachtung des Orientalen vor dem Zeitbegriff die Achseln. Das konnte niemand wissen als Allah allein; ein Monat, ein Jahr, ein Jahrzehnt — aber was verschlug das, wenn man am Ende ein reicher Mann war?

Tuku Negoro beriet lange mit Brodie. Ueber die mangelhafte Seekarte gebeugt, stritten sie über Wassertiefen und Temperaturen, Grundbeschaffenheit und Meeresfauna. Das Ende war, dass der schöne Javaner mit einem halben Dutzend Dajaker in das Langboot ging und zu Einbruch der Nacht die Schäre verliess.

„Er meint“, antwortete Brodie auf Jans ungeduldige Frage, „die gelben Perlen wachsen anderswo, und will sie aufsuchen.“

„Und Sie —?“

„Ich halte mich an Ihre Schalen und lasse hier weiter tauchen“, lächelte Brodie.

Jan schnappte nach Luft. Der eine blieb und liess tauchen, der andere segelte davon — und keiner dachte an die versprochenen Bemühungen, das verschollene Mädchen zu suchen.

„Ruhe, Ruhe, immer Ruhe!“ lächelte Brodie, als Jan von ihm kurzerhand das Dingi des Schoners erbat, das er zur Not allein regieren konnte. „Ich überstürze nie etwas. Wenn ich schmieße, schmieße ich Nägel mit Köpfen.“

„Aber ich sehe nicht, dass Sie schmieden!“

„Das tu' ich gern im dunkeln“, sagte Brodie delphisch, hüllte sich in die wohlriechenden Wolken seiner Havanna und sprach nicht mehr. Jan musste sich bescheiden und weiter warten.

Am vierten Tage sagte Brodie ganz nebenbei: „Wir fahren heute aus.“

„Wohin?“ fragte Jan und zitterte, als Antwort „Ambon“ zu hören. Hatte Brodie das Ganze schon satt?

„Dahin, wohin es Sie zieht, mein Lieber. Ich weiss jetzt, um welche Insel es sich handelt. Eine Gruppe Leute sitzt dort schon seit einiger Zeit, fischt Perlen — interessant, nicht wahr? — fischt also Perlen, die überwiegend gelb sein sollen, und seit ein paar Wochen ist eine weisse Frau bei ihnen, die durch sehr helles Haar auffällt. Stimmt das?“

Jan vermochte nur zu nicken. Vor seinen Augen verschwamm Schiff und Schäre in einem trüben Nebel, durch den von fern Brodies Stimme klang. „Sagte ich Ihnen nicht, ich mache Nägel mit Köpfen, mein Junge? Heute abend fahren wir hinüber. Es ist die grosse Insel dort drüben, die mit dem Berg — erinnern Sie sich an das gescheite Täfelchen, das Ihre Liebste hierhergeschmuggelt hat — und an

der tiefeingeschnittenen Bucht haben die Leute sich einen kleinen Hafen gebaut.“

„Woher wissen Sie das alles?“

„Ich habe nach der Seekarte und jenem Täfelchen die wahrscheinlichste Insel herausgesucht. Uebrigens, Kapitän, privatim finde ich Ihre Angabe vor dem Seegericht, dass alle Landmarken verschoben und verändert sind, bestätigt. Diese Leute sind sehr gerissen, wie mir scheint. Ja — und dann habe ich Tuku Negoro mit einem halben Dutzend seiner besten Dajaker hinübergeschickt, um sich ein wenig umzuhören. Zwei seiner Leute kamen heute zurück.“

„Und Tuku Negoro selbst und die anderen vier —?“

„Die“, sagte Brodie mit einer Miene, die weitere Fragen verbot, „sind weiter auf der Insel beschäftigt. Ach, noch eins, Kapitän. Sie müssen heute nacht ‚Texas Girl‘ in diese Bucht lotsen. Tuku Negoros Bootsmann wird Ihnen zur Hand gehen. Ein schwieriges Unternehmen; aber Sie tun's ja gewissermassen für sich selbst.“

* * *

Die Nacht war mondlos. Brodie blieb an Deck, bis Jan „Anker auf!“ befahl — durch die Vermittlung des dajakischen Bootsmannes, der ein paar Worte Holländisch verstand. Dann trat er zu Jan. „Ich bin kein Seemann“, sagte er, „und kann Sie nicht unterstützen. Lieber gehe ich hinunter — im Wege stehen möchte ich nicht. Denken Sie nur an eines, Kapitän: wenn ‚Texas Girl‘ nicht vor Sonnenaufgang in der Einfahrt der Bucht liegt, kommen wir zu spät. Diese Leute haben ein Schnellboot, das in der ganzen Banda- und Sunda-See von keinem Kriegsschiff eingeholt werden kann — und von einem Schoner schon gar nicht.“

Vorsichtig brachte Jan „Texas Girl“ aus der Lagune in die Inselsee. Der Wind war schwach, doch stetig — genau das, was Jan für diese Nacht brauchte —, er schob den Schoner, dessen Lichter gelöscht waren, gleichmässig und ruhig vor sich her. Den dolmetschenden Bootsmann neben sich, stand Jan selbst am Ruder und steuerte „Texas Girl“ nach dem dünn beleuchteten Kompass und der Karte, nach Log und Lot. Bootsmann und Mannschaft gehorchten auf den Wink. Ihnen schieren solche nächtlich verstoßenen Fahrten nicht ungewohnt, und nach den ersten Kommandos begriffen sie, dass der Stellvertreter ihres Herrn etwas von der Seefahrt verstand.

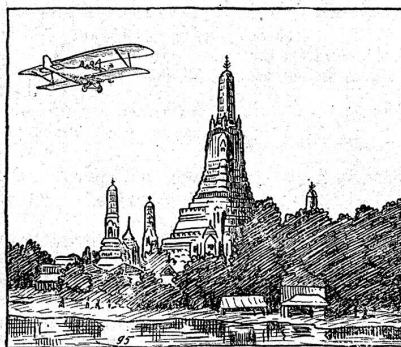
(Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
16. Fortsetzung



94. «Eine schöne Methode, der ewigen Weisheit teilhaftig zu werden!» murkte Herr Krauseminze, indem er wimmernd und die schmerzhafteste Stelle reibend durch den Regen seinen Weg fortsetzte. Dann, plötzlich, sah er den Piloten und Karl aus dem Grünen hervortreten, sie hatten gerade den Mut, ihn wiederzufinden, aufgegeben.



95. Da Herr Krauseminze sich bei Tag nicht mit seinem Gefängnisanzug in die Stadt getraute, übernachteten sie in einem kleinen Waldtempel, worauf der Pilot am andern Morgen nach der Stadt zog, um für Herr Krauseminze den so und sovielten Anzug zu erstehen. Dann wurde die Reise schleunigst fortgesetzt, und ehe die Sonne zum zweiten Male aufging, schwebten sie bereits über Bangkok.



96. Man landete dort, um Benzin einzunehmen und sich gleichzeitig die Stadt ein wenig anzusehen. Kolossale Buddhafiguren zeigten sich in den Wäldern, die die Stadt umgaben. «So sitzt unser Schneider auch!», sagte Karlchen. Der Pilot aber legte aus, das sei die «Haltung der Meditation». Von da an glaubte Karlchen, das Kleiderflicken heisse im Hindustanischen «Meditation».